

■ Ambiguous Gender in Early Modern Spain and Portugal

François Soyer, Ambiguous Gender in Early Modern Spain and Portugal. Inquisitors, Doctors and the Transgression of Gender Norms (The Medieval and Early Modern Iberian World; Bd. 47), Leiden, Boston (Brill) 2012, 328 S., 4 Karten, 8 Abb., 127,00 €

In der Geschlechtergeschichte war die Frühe Neuzeit von Beginn an eine prominente Epoche, um Methoden und einen distanzierenden Blick auf moderne Geschlechterkonzeptionen zu entwickeln. Die Arbeit von François Soyer zeigt einmal mehr, dass es gleichwohl noch viele Quellen gibt, deren Untersuchung fruchtbare Erkenntnisse verspricht. Im Zentrum dieser Studie stehen fünf Fälle, in denen vor frühneuzeitlichen spanischen und portugiesischen Inquisitionsgerichten vier Männer und eine Frau verschiedener Vergehen angeklagt waren. Allen gemeinsam war die Tatsache, dass sie im Laufe des Verfahrens mehrfach von gelehrten Medizinern dahingehend untersucht wurden, ob sie Mann, Frau oder ein Hermaphrodit seien. François Soyer stellt diese fünf Fälle in den Kontext einer »ambiguitären Sexualität und der Überschreitung geschlechtlicher (*gender*) Identitäten«.

Anhand der überlieferten Inquisitionsakten und kirchlichen Dossiers möchte Soyer fünf Fragen nachgehen: 1) Welche Ansichten über ambiguitäre geschlechtliche Rollen und Körper treten zu Tage? 2) Inwiefern konnten Einzelne (mitunter problemlos) Geschlechtergrenzen überschreiten und andere Identitäten (*gender and sexual identities*) annehmen? 3) Wie konnte eine Person, »die an keinerlei geschlechtlicher Fehlbildung litt«, in den Verdacht kommen, dem jeweils anderen Geschlecht (*gender*) anzugehören oder ein Hermaphrodit zu sein? 4) Wie legten Mediziner das Geschlecht (*gender*) fest? 5) Welche Rolle spielten verbreitete Haltungen gegenüber »Homosexualität, vor allem die Wahrnehmung von Verweiblichung bei männlichen Homosexuellen in Fällen von ambiguitärem Geschlecht (*gender*)«?

Das erste Kapitel über »Gender Stereotypes and Sexual Transgressions« befasst sich damit, inwiefern Geschlecht über körperliche Merkmale und Verhaltensweisen (Penis, Vagina, Rolle und Position im Geschlechtsverkehr, Bartwuchs, Hautfarbe, Stimmlage, Benehmen und Kleidung) festgelegt wurde und geht kurz auf gelehrte Debatten über erfolgte Geschlechtswechsel und Hermaphroditen ein. Männliche »Homosexualität« galt als *pecado nefando* (»schändliche Sünde«), wurde in Aragon und Portugal im Fall der »vollkommenen Sodomie« (= Analverkehr zwischen Männern) von der Inquisition, in Kastilien jedoch durch die weltlichen Autoritäten mit der Todesstrafe verfolgt, während die Ahndung der »unvollkommenen Sodomie« (gegenseitige Masturbation) in die Jurisdiktion von Bischofsgerichten fiel. Die Anklage der Sodomie war meistens mit Häresie- und Magieverdacht verbunden – auch die Zahlen (90 % aller Fälle der portugiesischen Inquisition befassten sich nicht mit Sodomie, sondern mit der Verfolgung vermeintlichen Kryptojudentums) zeigen, dass Verstöße gegen Geschlechterordnungen nicht isoliert, sondern als ein Indikator für heterodoxe christliche Praktiken und Dogmen verfolgt wurden.

Das zweite Kapitel präsentiert nach einer kurzen Einleitung über frühneuzeitliche Hermaphroditen zunächst drei aktenkundig gewordene Fälle, in denen Personen ihr Geschlecht wechselten. Als Kernstück seiner Analyse präsentiert François Soyer hier und in den folgenden Kapiteln fünf weitere, in der Forschung bisher unbekannt Fälle anhand von Inquisitionsakten:

Der Priester Juan Díaz Donoso wurde in der westspanischen Stadt Zafra in den 1630er Jahren zunächst verdächtigt, ein Hermaphrodit zu sein. Zeugen berichteten über zahlreiche, von Donoso erzwungene Fälle des Geschlechtsverkehrs mit Männern, bei dem sich Donoso als Frau, die mit päpstlichem Dispens Priester geworden sei, ausgegeben habe. Der Ausgang des Verfahrens ist nicht überliefert. Soyer vermutet als organische Grundlage jedoch – wie bei einem vorher behandelten Fall – eine »Gonadendysgenese« (Fehlentwicklung der Keim-

drüsen), die die Aussagen der Angeklagten, einen kleinen Penis zu haben, erklären würde.

Auch Francisco Roca, ein wohlhabender verheirateter Mann in Valencia mit in Zweifel gezogener christlicher Frömmigkeit, soll laut Zeugnissen des Inquisitionsverfahrens (1649–1650) Geschlechtsverkehr mit Männern gehabt und dabei vorgegeben haben, eine Frau zu sein. Da er in den medizinischen Untersuchungen einhellig als Mann eingestuft wurde, erteilte ihm das Inquisitionsgericht lediglich eine Ermahnung aufgrund blasphemischer Haltungen, während Soyer die moderne umstrittene psychologische Diagnose einer »Autogynephilie« (die sexuelle Erregung eines Mannes durch den Gedanken, eine Frau zu sein) als mögliche Erklärung anspricht. Ähnlich wie bei Donoso verlief der Fall des Priesters und Jesuiten Pedro Furtado im portugiesischen Coimbra (1698–1701).

Der ins zentralportugiesische Ervedal eingewanderte Hirte Joseph Martin bestand 1725 in seinen aktenkundigen Aussagen hingegen konsistent darauf, von den DorfbewohnerInnen zu Unrecht als *machofemea* (Mannfrau) eingestuft und von verschiedenen Männern vergewaltigt worden zu sein. Während die Inquisitoren bei Joseph Martin die medizinischen Untersuchungsergebnisse, die ihn eindeutig als Mann auswiesen, über die Zeugenaussagen stellten und Martin von den Vorwürfen frei sprachen, schenkten sie im Fall von Maria Duran, der 1741–1744 in Lissabon verhandelt wurde, den Aussagen der Zeuginnen Glauben und brachten sie in Einklang mit dem konträren Ergebnis der medizinischen Diagnose: Maria Duran war vor ihrem Ehemann geflohen, hatte als Mann in der spanischen Kavallerie gedient und in Portugal als reuige Sünderin in zwei Konventen für gefallene und schutzlose Frauen Aufnahme gefunden. Eine Reihe von Mitschwestern in beiden Konventen legte Zeugnis ab, dass Maria Duran sie zum Geschlechtsverkehr mit Hilfe eines Penis verführt habe, dessen Existenz die Mediziner bei ihren Untersuchungen jedoch nicht bestätigen konnten. Duran wurde daraufhin angeklagt, ihren Penis mit Hilfe eines Teufelspaktes verborgen zu haben, öffentlich ausgepeitscht und des Landes verwiesen.

François Soyer präsentiert alle fünf Fälle in enger Anlehnung an die Akten, ergänzt durch fünf Aktenauszüge im Anhang. Der akribische Eifer, mit dem die Inquisitoren beispielsweise immer wieder nach den eingenommenen Positionen im Geschlechtsverkehr und Orten der Ejakulation fragen, wird damit ebenso plastisch vermittelt wie andere bemerkenswerte Einsichten über miteinander konkurrierende Autoritäten, Verfahrensweisen und die Verbindung von Sodomie mit der gebotenen christlichen Praxis. Allerdings erweist sich diese massive Privilegierung der Inquisitorenperspektive als nur bedingt geeignet, um Soyers eigenen Anspruch einer kritischen Haltung gegenüber diesen problematischen Quellen vollends einzulösen: Im Laufe dieser langen (und gleichfalls akribischen) Nacherzählung kommt die analytische Stimme des Historikers zu kurz.

Auch das analytische Instrumentarium Soyers bleibt hinter den methodischen Er rungenschaften und Fragestellungen der Geschlechtergeschichte zurück. Moderne Begriffe wie Homo- und Heterosexualität sowie die gelegentlichen Spekulationen über moderne medizinische und psychologische Einschätzungen der Fälle verschleiern den Blick auf frühneuzeitliche Geschlechterordnungen ebenso wie Soyers Entscheidung, die soziale und lokale Stellung der Angeklagten (zum Beispiel Fremde und Eingewanderte) nicht systematisch in seine Analyse mit einzubeziehen und Geschlecht nicht durchgängig als multirelationale Kategorie zu behandeln. Die ausführliche Wiedergabe der Quellen kann für das auch in anderer Hinsicht nicht zufriedenstellend ausgeschöpfte grandiose analytische Potential dieser Fälle nicht ganz entschädigen. Gleichwohl vermittelt sie dank Soyers Sorgfalt, der zahlreichen Zitate und der unterschiedlichen Stimmen, die wir durch den Filter der Inquisition hören, faszinierende Einblicke darin, wie rigide, zugleich aber auch flexibel und komplex frühneuzeitliche Geschlechternormen im Spannungsfeld von Religion, Körperlichkeit, sozialer Kontexte, gelehrter Konkurrenz und kirchlicher Verfahrensmodi zwischen Laien und Klerikern verhandelt wurden.

ALMUT HÖFERT (ZÜRICH)

■ Hurenbilder

Romana Filzmoser, Hurenbilder. Ein Motiv in der Druckgrafik des 17. und 18. Jahrhunderts (Studien zur Kunst; Bd. 27), Köln/Weimar/Wien (Böhlau Verlag) 2014, 239 S., 48 Abb., 39,90 €

Mit der Figur der Prostituierten verbinden sich in der Geschichte der Druckgrafik der Frühen Neuzeit Darstellungen von zugeschriebener Lasterhaftigkeit, (Schau-)Lust und Macht. Romana Filzmoser widmet ihre Studie einem Motiv in der holländischen und englischen Druckgrafik des 17. und 18. Jahrhunderts, das die Autorin als »Hurenbilder« betitelt. Dabei lehnt sie sich an den historischen Begriff aus Zedlers Universallexikon an, der die »Hure« als eine Frau definierte, die »entweder um des Geldes willen oder zu Erfüllung ihrer Geilheit ohne Unterschied mit allerhand Manns-Personen Unzucht treibet«. Filzmoser fasst Hurenbilder als »einen formalen Bildtypus von Einzelfiguren, den als gemeinsames Merkmal verbindet, schöne junge Frauen zu zeigen, die verführerisch dargestellt sind und sich aus dem Bild heraus den Betrachtern zuwenden«. Es ist charakteristisch für diese druckgrafischen Hurendarstellungen, selten auf historische Personen zu referieren und die Frau als Objekt und Ware zu präsentieren.

Die These der Arbeit ist, dass »Hure« und Grafik bildtheoretisch und ökonomisch durch die Gesetze des Marktes miteinander verbunden waren. Angebot und Nachfrage des sich entwickelnden freien Marktes für Druckgrafik beeinflussten zunehmend die Bildsujets und stellten damit an Künstlerinnen und Künstler neue Herausforderungen. Die »Hure« wird von der Autorin als eine Bildfigur eingeführt, die Lust und Schaulust miteinander verschränkt und damit bildtheoretische Überlegungen zum Status des Bildes bei der Verbindung zwischen Betrachter/Freier und Bild/Frau als Objekt anregt. Dies eröffnet neue Zugänge, die sich von den vorliegenden kunsthistorischen Forschungen zum satirisch moralisierenden Charakter und zur Ikonografie dieser Bilder unterscheiden.

Nach dem einleitenden Kapitel, einer Definition des Gegenstandes der Hurenbilder mit kritischer Forschungsdiskussion, folgen vier Fallstudien zur Verbindung von Bildtheorie und Markt. Diese widmen sich neben englischer und holländischer Grafik auch italienischer und englischer obszöner Literatur. Der Schwerpunkt auf englischer Grafik ergibt sich, weil London für den Grafikmarkt der wichtigste Umschlagplatz war und dort – anders als in Frankreich und den habsburgischen Ländern – Pressefreiheit zugesichert wurde.

Als erste Fallstudie wird die obszöne Schrift *Rettorica delle Puttane* (1642) des vormaligen Augustiner-Chorherren und Satirikers Ferrante Pallavicino diskutiert. Dieser entwickelte in der Tradition der *Ragionamenti* des Pietro Aretino ein rhetorisches Programm, das der Autorin als Folie und Denkraum im Warburgschen Sinne dient. Es ist eine These der Arbeit, dass Pallavicino anhand des Vergleichs von Huren und ihren Darstellungen eine kritische Theorie der Nachahmung formuliert, in welcher er die Druckgrafik von Huren über diese selbst stellt. Darüber hinaus wird die bei Pallavicino verwendete Metapher der Bärin, die ihr Junges in Form leckt, von Filzmoser mit einem Exkurs auf Tizians *Imprese* als Metapher für die Hure als Künstlerin interpretiert, die aus sich selbst heraus mit ihrem Körper Bilder formte.

Die zweite Fallstudie behandelt den *Miroir des courtisanes*, 1630 herausgegeben in Paris und Utrecht, wobei sich nur der Utrechter Kurtisanenspiegel in Buchform erhalten hat. Die darin enthaltenen, von Crispijn de Passe d.J. gestochenen Kupferstiche wurden bislang von der Forschung als Beispiele für die Ausbildung neuer druckgraphischer Gattungen wie Schönheitengalerien, Kostümbüchern und Modestichen diskutiert. Filzmoser untersucht den Porträtstatut der Frauenbilder, der sowohl als genrehafte Darstellung als auch als Porträt verstanden werden konnte. Deshalb konstatiert die Autorin mit einem Exkurs auf Wenzel Hollars Frauenbildnisse, dass sie als sogenannte *Tronien* verstanden werden können. Dieser niederländische Bildtypus des 17. Jahrhunderts bezeichnet Kopfstudien, die porträtartige Züge

aufweisen, aber nicht identifizierbar sind. Sie eigneten sich zur Allegorisierung, das heißt der Darstellung von abstrakten Begriffen wie Tugenden oder Lastern, doch diese Gattung schöpft ihren Reiz gerade aus der Vieldeutigkeit, indem sie sich einer eindeutigen Benennung des oder der Dargestellten entzieht.

In der dritten Fallstudie werden mit den *Fancy Pictures* von Philip Mercier und John Raphael Smiths Darstellungen von Frauen vorgestellt, die zur Entstehungszeit für Porträts von namentlich bekannten Huren gehalten wurden. Hurenbilder entwickelten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem gut verkäuflichen, Lust und Schaulust thematisierenden Sujet der englischen Druckgrafik. Vorausgegangen war eine Verbreitung der von Peter Lely im 17. Jahrhundert angefertigten Sammlung von Hofdamenporträts mit dem Titel *Windsor Beauties*. Einige Berühmtheiten wie Kitty Fisher entdeckten die Selbstvermarktung ihrer Tätigkeit qua Druckgrafik in der englischen Presse, wobei wenig Haut zu zeigen, also das Verbergen des Körpers, und die Zurschaustellung von Mode und Lifestyle zu ihrem Markenzeichen wurden.

Das letzte Kapitel bildet eine Fallstudie anhand des Reproduktionsstiches *Lydia* nach einem um 1777 entstandenen Gemälde von Matthew William Peters, das eine anonyme Hure im Bett zeigt. Den Bildtitel *Lydia* erhielt die Frauendarstellung erst bei der Umsetzung in die Druckgrafik, die üblicherweise unterhalb der Darstellung neben den Namen von Stecher und Erfinder häufig auch einen Bildtitel sowie den Verleger der Grafik hinzufügt. Die Komposition von Peters nimmt Bezug auf Tizians *Venus von Urbino*, aber unter Verzicht auf die Allegorisierung. Wie die Autorin zeigen kann, rekuriert Peters auf Joshua Reynolds Gemälde *Garrick zwischen Komödie und Tragödie* und auf die Ikonografie des Mythos von Herkules am Scheideweg. Den verschatteten, leicht schielenden Blick der Lydia deutet Filzmoser in der Tradition physiognomischer Diskurse von Le Brun bis Lavater als katzenhaft animalisch und wegen der Asymmetrie der Augen schließlich als Hure, letzteres eine gewagte Umkehr der

Deutung des Strabismus als Zeichen des verliebten Blicks, welcher durch die mehrfache Verfügbarkeit als Druck unglaubwürdig sei.

Insgesamt legt die Autorin mit der Studie eine wichtige Neubetrachtung des Themas vor, wobei sie neben Berücksichtigung der englischen Überblicksdarstellungen (zum Beispiel von Sophie Carter) an Forschungen zum sogenannten Mätressenporträt (Sigrid Ruby) und einer Bildwissenschaft in der Nachfolge von Gottfried Boehm, Hans Belting und Gerhard Wolf anschließt. Sie löst sich damit von bislang vorherrschenden Interpretationen der Bilder als Moralkritik, Satire oder Modekupfer. Die Prämisse, dass die Bilder von Huren größtenteils nicht auf sozial existierende Frauen referieren, ist wichtig und richtig. Allerdings hätte der Blick auf die Darstellung anderer sozialer Randgruppen es erlaubt, das insgesamt kleine Bildkorpus der Hurenbilder zum Beispiel um Darstellungen von sogenannten Zigeunerinnen zu erweitern. Vor allem aber erzeugt der bewusste Verzicht auf Daten der Sozialgeschichte zur Prostitution des 17. und 18. Jahrhunderts zuweilen ein historisches Vakuum. Ausführungen dazu hätten verdeutlicht, wie sich die Bilder von Polizeiberichten, Bittschriften oder anderen überlieferten Quellen unterscheiden und den Befund kontrastiv unterstützt, dass Hurenbilder eigene Wirklichkeit(en) geschaffen haben. So wäre es beispielsweise für die Bildanalyse des dritten Kapitels ein weiterführendes Argument, dass die Hurengalerien an der Wand von Bordellen, die im Utrechter Kurtisanenspiegel für Holland imaginiert werden, wohl eine Erfindung sind. Laut Lotte van de Pol dominierte im Amsterdam des 17. Jahrhunderts Straßenprostitution in der Dunkelheit, erst 1668 wurde Straßenbeleuchtung eingeführt. Darüber hinaus veränderten sich alle vier Monate die Orte der Prostitution. Diese Befunde hätten die Argumentation der Autorin gestärkt, dass das Hurenbild in der Druckgrafik eine kalkulierte Ware war, die Bildergalerien erfand und Bildkompetenz einforderte. Der Verkaufserfolg beruhte neben der Thematik selbst auf der Illusion der Wahl der Schönsten und Besten bei gutem Licht und ohne Zeitdruck.

Im Kapitel zu Pallavicinos Hurenrhetorik wäre es sinnvoll gewesen, die strukturelle Ungleichheit zwischen der Sicht des Autors und den im Text konstruierten Hurenbildern stärker zu berücksichtigen, sind doch – etwa wenn das Bild der Hure über die Hure selbst gestellt wird – auch die misogynen Untertöne Pallavicinos für den Text wichtig. Als Rezipient wird vom Autor ein rhetorisch gebildeter (männlicher) Leser adressiert, dem literarische Hurenbilder präsentiert werden, welchen die Kunst der Verstellung auf den Leib geschrieben wurden. Gerade hier wird deutlich, dass determinierende Machtverhältnisse der Unterwerfung vor allem in den Texten vorgeprägt sind, wohingegen eine Emanzipation – das lustvolle Betrachten als Prozess, der alle Geschlechter berücksichtigt – partiell eher im Bild möglich ist, da es mehr Deutungen zulässt.

Für die Beispiele des 18. Jahrhunderts erweist sich Filzmosers Wahl der Bezeichnung »Hure« als nicht ausreichend zur sozialen Distinktion zwischen den Frauen. Deshalb differenziert die Autorin dann zwischen »Hurenstich« (Mercier) und »Kurtisanenporträt« (Reynolds). Da die Studie jedoch Frankreich nicht berücksichtigt, wird der wichtigen Frage nach der Rolle des dortigen höfischen Mätressenwesens für die Entwicklung in England nicht weiter nachgegangen. Im Kapitel zu Peters *Lydia* hätte sich ein Vergleich mit François Bouchers *Louise O'Murphy* und Louis-Léopold Boillys Darstellung der Straßenprostitution um das Pariser Palais Royal angeboten, um die Unterschiede zwischen höfisch orientiertem Mätressenwesen und Prostitution stärker herauszuarbeiten. Die Hofforschung zu Günstlingen hätte hierfür eine Folie geliefert, um zwischen der Anonymität von Hurenbildern des 17. Jahrhunderts und den Porträtarstellungen von bekannten Huren des 18. Jahrhunderts mit der Referenz auf gesellschaftliche Veränderungen zu differenzieren. Die genannten Kritikpunkte erschweren besonders eine geschichtswissenschaftliche Rezeption der Arbeit, können und sollen jedoch das Verdienst der brillanten bildtheoretischen Studie insgesamt nicht schmälern.

NINA TRAUTH (KARLSRUHE)

■ The Russian Pinkerton Craze 1907–1934

Boris Dralyuk, Western Crime Fiction Goes East. The Russian Pinkerton Craze 1907–1934 (Russian History and Culture; vol. 11), Leiden/Boston (Brill) 2012, 182 S., 11 Abb., 101,00 €

Nach der blutig niedergeschlagenen Revolution von 1905 versuchte das russische Zarenreich mit Hilfe von unterschiedlichen Reformen der nicht nur unter der Arbeiterschaft um sich greifenden Unzufriedenheit Einhalt zu gebieten oder sie zumindest in weniger gewaltsame, die eigene Herrschaft nicht gefährdende Bahnen zu lenken. Eine dieser Reformen betraf eine Entschärfung der Zensur- und Publikationsauflagen, was der bereits seit dem späten 19. Jahrhundert weit verbreiteten Boulevardliteratur einen regelrechten Boom bescherte. Leichte Unterhaltungslektüre für die ganze Familie, spannende Abenteuer und »extraordinäre Reisen« für Jung und Alt entwickelten sich schnell zur beliebtesten Lektüre nicht nur in den zunehmend alphabetisierten Unter- und Mittelschichten, sondern durchaus auch in besseren Kreisen, wobei insbesondere die billigen Hefte über die Detektive Nat Pinkerton, Nick Carter oder Sherlock Holmes großen Absatz fanden.

In dem viel beachteten Vortrag »Nat Pinkerton und die Gegenwartsliteratur« machte der erfolgreiche Kritiker und nach der Oktoberrevolution als Kinderbuchautor berühmt gewordene Schriftsteller Kornej Čukovskij im Jahre 1908 seiner Wut über diese Entwicklung Luft, indem er die Groschenhefte über die halbsbrecherischen Einsätze des amerikanischen Privatdetektivs Pinkerton zum Symbol und Symptom einer bedenklichen Entwicklung erklärte. Dessen Figur im »erbsenfarbenen Mantel« errege anstelle der künstlerischen Inspiration von Geist und Seele die niedersten Triebe der Menschen, indem er Gewalt, Pornographie und Rachgier verbreite. Pinkerton verkörpere das absolute Ende aller Hochkultur und den Siegeszug eines »weltweiten Hottentotten«, der

in seiner Barbarei der russischen Zivilisation den Garau mache.

Čukovskij prägte mit dieser von kolonialen und rassistischen Klischees durchzogenen Rede aber vor allem den Begriff der »pinkertonovščina« (des »Pinkertontums«), der von nun an innerhalb der gebildeten Schichten zum kulturpessimistischen Signum von moderner Schundliteratur und deren »primitiven« Leserinnen und Lesern werden sollte. Noch nach der Oktoberrevolution, unter den Bedingungen der *Neuen Ökonomischen Politik*, die eine beschränkte Publikationsfreiheit erlaubte, tauchte der Terminus als Stigma für leichte Unterhaltungsliteratur immer wieder auf, wobei er sowohl auf Abenteuer- und Detektivgeschichten als auch auf die aufkommende Science-Fiction bezogen wurde. Zwar hatte der einflussreiche bolschewistische Kulturpolitiker Nikolaj Bucharin in einer Rede vor der kommunistischen Jugendorganisation Komsomol im Herbst 1922 auch einen »kommunistischen Pinkerton« gefordert, doch große Zustimmung konnte er damit nicht gewinnen. Lediglich in Form der Parodie schien dieses *Pinkertontum* den revolutionären Avantgardisten und experimentierfreudigen Mitläufern des sowjetischen Gesellschaftsprojekts von begrenztem Interesse zu sein. Die niederen Gattungen blieben den Zeitgenoss/innen weiterhin suspekt. Gerade die parodistischen Genreadaptionen aber haben seit den 1980er Jahren immer wieder die Aufmerksamkeit der slawistischen Forschung auf sich gezogen, wobei es vor allem der unter dem Pseudonym Jim Dollar (Džim Dollar) publizierte Fortsetzungsroman *Mess-Mend oder die Yankees in Petrograd* von Marietta Šaginjan aus dem Jahr 1924 war, der zumeist in der stark bearbeiteten Fassung des *Roman-Märchens* von 1956 als Sinnbild der »roten Pinkertons« diskutiert wurde.

Boris Dralyuk knüpft nun in seiner breit angelegten Studie an diese Vorarbeiten an und versucht das Phänomen mit einem »ganzheitlichen Blick« zu erfassen, denn es biete einen »fruchtbaren Boden zur Analyse der Formation eines Genres und dessen Hybridisierung, der populären und kritischen Rezeption sowie

der Aneignung von kommerziellen und/oder staatlich unterstützten Artefakten durch die Leseröffentlichkeit«. Um diese populäre Lektüre des vor- und nachrevolutionären Russlands ausgehend von soziologischen Prinzipien zu analysieren, geht Dralyuk systematisch und chronologisch vor. Nachdem er im ersten Kapitel das Aufkommen westlicher Detektivgeschichten und deren Rezeption im späten Zarenreich vorgestellt hat, geht er im zweiten etwas näher auf den Inhalt und das Genre dieses »Rache-Detektivs« (»Avenger Detective«) ein. Kapitel 3 beschäftigt sich mit der Begeisterung einiger Mitglieder der kulturellen *intelligenzija* wie Aleksandr Blok, Aleksandr Kuprin oder Osip Brik für diese Populärliteratur und das Wrestling als modernen Kampfsport. Im vierten Kapitel wird dann das Fortleben Pinkertons in literarischen Texten, Memoiren und der Publizistik nach der Revolution aufgezeigt, ehe sich Dralyuk eingehender mit Bucharins Ausführungen zum »kommunistischen Pinkerton« (Kapitel 5) sowie Šaginjans *Mess-Mend* (Kapitel 6) und deren Rezeption auseinandersetzt. Das siebte Kapitel behandelt einige weitere, meist parodistische Pinkerton-Adaptionen, nämlich von Elizaeva Polonskaja, Vsevolod Ivanov, Viktor Šklovskij oder Aleksandr Archangel'skij, ehe das abschließende achte Kapitel noch einmal der Genrefrage und dem Nachleben Pinkertons in der Literatur des Sozialistischen Realismus gewidmet ist.

Dralyuk eröffnet dabei einen spannenden und aufschlussreichen Einblick in die Vielschichtigkeit der nicht gerade zahlreichen Reaktionen auf die populären Kriminalgeschichten, wobei er erstmals eine Reihe bislang unbekannter und wenig rezipierter publizistischer und memorialer Quellen erschließt. Gerade wenn er die frühen russischen Heftfolgen zu Pinkerton und Carter unter der Frage, welche kulturellen und sozialen Konflikte (beispielsweise mit dem Topos der korrupten Polizei) ausgehandelt werden, einer kritischen Lektüre unterzieht, oder wenn er das Fortwirken von typischen Erzählverfahren der Populärliteratur in Šaginjans und Valentin Kataevs Produktionsromanen *Gidrocentral'* (Die Hydrozentrale, 1930–1931)

und *Vremja, vpered!* (*Vorwärts die Zeit!*, 1932) aufzeigt, vermittelt die Studie neue Erkenntnisse und Zusammenhänge zur Faszinationskraft populärer Literatur.

Vor allem aber verschafft Dralyuks Studie einen Eindruck von den erheblichen Forschungs- und Wissenslücken in Bezug auf die Populärliteratur. Das beginnt bereits mit der schwierigen Quellenlage. Denn die Gering-schätzung und spätere Ächtung durch die stalinistische Kulturpolitik hatte zur Folge, dass die Boulevardliteratur nur sehr lückenhaft und verstreut in den Bibliotheken und Archiven erhalten geblieben ist. Vieles mag noch in privaten Sammlungen und Haushalten schlummern und ist daher kaum erschlossen. Auch in der einschlägigen Publizistik hat sie bis Ende der 1920er Jahre nur geringe Beachtung gefunden. Zeitgenössische Tagebuchaufzeichnungen, Briefwechsel, illustrierte Zeitungen oder auch Provinzblätter sind diesbezüglich noch überhaupt nicht aufgearbeitet. So bleibt Dralyuk häufig auf teils erheblich später geschriebene Erinnerungen oder problematische Einschätzungen aus veralteter Sekundärliteratur angewiesen und kann sich nicht selten nur in Vermutungen über mögliche Rezeptionsmuster ergehen. Auch die vollständig in russischen Bibliotheken überlieferten populären Zeitschriften wie *Vokrug sveta* (Um die Welt), *Mir priklučenij* (Welt der Abenteuer) oder *Vse-mirnyj sledopyt* (Weltweiter Pfadfinder) warten noch auf ihre Erschließung in Hinsicht auf den »Pinkerton Craze« – für die Zeit nach 1917 geht Dralyuk auf kein einziges Werk der *crime fiction* im engeren Sinne ein, sondern nur auf deren parodistische oder soz-realistische Adaptionen. Und selbst die einzige etwas ausführlichere Textlektüre, die er für die sowjetische Periode vornimmt, stützt sich in der kurzen Inhaltsangabe offenbar nicht auf die Originalfassung von Šaginjans *Mess-Mend*, sondern auf die erheblich überarbeitete Variante von 1956, in der dem Kapitalisten Jack Kressling eine zentrale Rolle zukommt, die er in der Fassung von 1924 noch nicht inne hat.

Dem steht bei Dralyuk ein extensiver Gebrauch des Terminus »Red Pinkerton« gegen-

über, der ein von Robert Russell 1982 eingeführter Forschungsbegriff ist, wohingegen Bucharin und alle anderen fast immer von »kommunistischer Pinkerton« oder »Kompinkerton« gesprochen haben. Dadurch suggeriert Dralyuk an mancher Stelle eine Omnipräsenz der Wortfügung, die seinerzeit keineswegs gegeben war. Bucharins Forderung wurde kaum beachtet, bestand sie doch nur aus ein paar Nebenbemerkungen seiner ausführlichen Überlegungen zur Erziehung der Jugend und ihrer Gefühle.

Hinzu kommt, dass die Kriminal- oder Detektivliteratur für den Untersuchungszeitraum alles andere als ein klar definiertes Genre darstellte. Zwar gab es eine Reihe von erfolgreichen Erzählkonventionen, doch diese waren von medialen Konstellationen (Fortsetzungsgeschichte in Zeitungen, Zeitschriften oder Groschenheften) und Konkurrenz (vor allem zum Kino) geprägt und änderten sich schnell auch im Westen je nach Mode und Nachfrage, wobei thematisch entsprechende Geschichten häufig unter der Rubrik Abenteuerliteratur, als *dimenovel* oder Boulevardschund verhandelt wurden, deren wichtigste Elemente *action and suspense* blieben. Wenn Dralyuk daher beispielsweise schreibt, »authors of early Soviet adventure fiction [...] worked in almost complete chaos, poaching the conventional preserves of well-established popular literary traditions«, dann trifft das nur zum Teil zu, denn diese vermeintlich etablierten Traditionen gab es im Westen in den 1920er Jahren genauso wenig wie in Russland; sie sind vielmehr Ergebnis sehr viel späterer literaturwissenschaftlicher (Re-)Konstruktionen von Genre-Traditionen und -Zuschreibungen, die für Zeitgenoss/innen alles andere als offensichtlich waren. Vielmehr waren es gerade die russischen Formalisten, die mit ihren Überlegungen zur Evolution von literarischen Genres und insbesondere auch ihren Hypothesen zur Übernahme des Abenteuergenres durch das Kino – weswegen es in der Literatur als absterbende Form nur noch als Parodie überleben könne – überhaupt erst wesentlich zu einer Historisierung vermeintlich etablierter Traditionen beitrugen.

Dass Dralyuk diese zentrale Rolle, die die Popularität von Abenteuer- und Detektivgeschichten für die Konzeptualisierungen von Formalisten wie Viktor Šklovskij oder Boris Ėjchenbaum spielte, nicht sehr viel systematischer für seine Überlegungen zur Genese des *Pinkertontums* und der Kriminalliteratur fruchtbar gemacht hat, ist vielleicht das einzige nennenswerte Manko seiner Studie. Auch dass diese formalistischen Überlegungen im deutlichen Gegensatz zu Bucharins seinerzeit wenig rezipiertem Appell für einen »kommunistischen Pinkerton« zur »Erziehung der Gefühle« standen, wird aus seinen Erörterungen nicht ganz deutlich. Eine differenziertere kulturhistorische Darstellung der Genese auch der *western crime fiction* könnte zudem erhellende Antworten auf deren Fortleben innerhalb des Sozialistischen Realismus in den *Aufzeichnungen eines Untersuchungsrichters* (1928–1941) von Lev Šejnin sowie den *Erzählungen von Major Pronin* (1939–1941) von Lev Ovalov geben.

So lässt Boris Dralyuks Studie, wie Zachary Hoskins in seiner Rezension im *Journal of Popular Culture* schreibt, »einen letztlich mit mehr Fragen als Antworten« zurück, worin vor allem ihr großes Verdienst und die Herausforderung für weitere Forschungen zu russischer und sowjetischer populärer Literatur der Moderne liegen.

MATTHIAS SCHWARTZ (BERLIN)

■ Briefe aus dem Exil in Guatemala

Susanne Bennewitz (Hg.), *Ein Zimmer in den Tropen. Briefe aus dem Exil in Guatemala (1937–1940)*, Berlin (Hentrich&Hentrich) 2013, 252 S., 30 Abb., 19,90 €

Ungewöhnlich und *gewöhnlich* – mit diesem antonymen Begriffspaar soll *Ein Zimmer in den Tropen* einleitend umrissen werden. Im Fokus steht die Geschichte von drei deutsch-jüdischen Frauen. Die Schwestern Marianne und Henriette sowie ihre Mutter Valeska überlebten die Zeit der NS-Verfolgung durch die erzwungene Emigration nach Guatemala.

Ungewöhnlich ist zunächst das Emigrationsziel. Denn nur circa 250 jüdische Deutsche flohen in der NS-Zeit nach Guatemala. Die deutschen Emigrantinnen und Emigranten ließen die jüdische Gemeinschaft in diesem mittelamerikanischen Land auf eine insgesamt überschaubar bleibende Größe von rund 650 Mitgliedern anwachsen.

Erzählt werden die *ungewöhnlichen* Lebensgeschichten anhand eines Briefwechsels, der das Herzstück der Veröffentlichung ist. Es handelt sich um Briefe und Postkarten, die Marianne Reyersbach an ihren christlichen Freund Werner Besch schrieb. Der erste Brief ist auf den 25. März 1937 datiert; Marianne schrieb ihn aus Hamburg kurz vor der Überfahrt nach Guatemala. Der letzte überlieferte Brief stammt vom 7. August 1940. Die Gegenstücke, die Schriftstücke von Werner Besch, sind nicht erhalten. *Ungewöhnlich* an dieser Quelle ist, dass eine deutsch-jüdische Exilantin in der Zeit der Nazi-Diktatur so konstant und rege Korrespondenz mit einem nichtjüdischen Deutschen geführt hat und der Textkorpus uns heute in gedruckter Form vorliegt. Ein so geschlossener, privater Briefbestand, der von einer Frau verfasst wurde, ist selten überliefert und wird nur vereinzelt einem interessierten Publikum zugänglich gemacht.

Ein Zimmer in den Tropen ist keine *gewöhnliche* Briefedition. Dem Abdruck der Korrespondenz sind ein Vorwort mit der Überlieferungsgeschichte sowie eine inhaltliche und biografische Einführung vorangestellt. Als dritter Teil folgen auf den Briefwechsel ein »Nachwort zu Personen und Überlieferung« sowie ein umfangreiches Glossar. Anfangs- und Schlussteil machen gemeinsam mehr als die Hälfte der Publikation aus. In beiden Abschnitten müht sich Susanne Bennewitz, den Leserinnen und Lesern den Zugang zum Briefwechsel zu erleichtern, was nicht zuletzt deswegen relativ gut gelingt, da sich die Herausgeberin für einen essayistischen Schreibstil entschieden hat.

Doch wer ist die Autorin dieser Briefe? Marianne Reyersbach wurde 1907 als Tochter von Valeska, geborene Herzberg, und Waldemar

Reyersbach in Cottbus geboren. Sie hatte drei ältere Geschwister: die Schwestern Charlotte und Henriette, genannt Henny, sowie den Bruder Rudolf. Wie Susanne Bennewitz in der biografischen Einführung anklingen lässt, kann die Familie Reyersbach als »Prototyp« einer deutsch-jüdischen Familie im frühen 20. Jahrhundert gelten. Es mutet an, als handele es sich um eine in Bezug auf ihr Milieu ganz *gewöhnliche* Familie. Diese war sowohl in das Bildungsbürgertum als auch in die liberal geprägte jüdische Gemeinde in Cottbus eingebunden. 1916 starb das männliche Familienoberhaupt. Das älteste Kind Rudolf wechselte sein Fach und studierte fortan Jura statt Medizin. 1925 wurde er in Breslau promoviert und arbeitete danach als Rechtsanwalt, um so den Lebensunterhalt seiner Mutter und seiner Geschwister zu sichern. Über den Ausbildungsweg der drei Schwestern – Charlotte, die bereits 1933 starb, Henny und Marianne – ist nur bekannt, dass alle das Abitur absolvierten. Marianne arbeitete ab 1926 als Stenotypistin in der Kanzlei ihres Bruders in Senftenberg. Spätestens zu diesem Zeitpunkt lernte sie Werner Bensch, den späteren Adressaten ihrer Briefe, kennen. Im Herbst 1936 musste sie ihre Tätigkeit als Rechtsanwaltsgehilfin aufgrund der immer restriktiver werdenden beruflichen Einschränkungen und Verbote der Nationalsozialisten gegen Jüdinnen und Juden aufgeben. Vermutlich kurze Zeit später begann Marianne mit der Vorbereitung der Emigration. Diese wurde den Frauen durch Günther Steinberg ermöglicht, der seit Mitte der 1930er Jahre eine Finca in Guatemala führte. Er war ein jüdischer Freund der Familie Reyersbach aus den Zeiten in Cottbus. Zwischen dem Ende ihrer erzwungenen Berufstätigkeit und dem Beginn der Emigration nach Guatemala – und dem Zeitpunkt, an dem Marianne den ersten Brief der Edition verfassten sollte – lagen nur ein paar Monate. Die Überfahrt dauerte vier Wochen, das Schiff erreichte am 22. April 1937 die Hafenstadt Puerto Barrios. Die Emigrantinnen lebten fortan phasenweise auf der Finca von Steinberg bzw. in der Hauptstadt Guatemala. Das Leben in Mittelamerika mit seinen klima-

tischen und alltäglichen Besonderheiten war für die Frauen stark von immer wiederkehrenden Krankheiten geprägt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges blieben die Schwestern in Guatemala, die Mutter war 1943 an einer Lungenembolie gestorben. Im Zuge der politischen Instabilität und des ab 1960 herrschenden Bürgerkrieges übersiedelten Marianne und Henny gemeinsam mit Günther Steinberg im Sommer 1962 in die Schweiz. Die Autorin der Briefe verstarb 1987 in Luzern, drei Wochen nach dem Tod von Steinberg.

Diese *gewöhnlich* beginnenden und spätestens ab der Überfahrt sich *ungewöhnlich* entwickelnden Lebensgeschichten werden in drei Abschnitten erzählt. Im ersten Teil wird die Zeit bis zur Emigration behandelt. Aus der Edition der Briefe erschließen sich die Lebenswege während des Exils. Ergänzt werden die hier enthaltenen Informationen um die biografischen Abschnitte im dritten Teil der Publikation. Hier fasst Bennewitz die recherchierten Details ab dem Ende des Briefwechsels im Jahr 1940 zusammen. Bei der Lektüre der gesamten Veröffentlichung bleibt folglich der Spannungsbogen erhalten, da dem brieflichen Quellenkorpus inhaltlich nicht vorweg gegriffen wird: Die Quelle ist und bleibt der Mittelpunkt der Publikation. Diese dreigeteilte Erzählung der Lebensgeschichte ist eine *ungewöhnliche* Vorgehensweise. Sie macht die Biografien für uns als Leserinnen und Leser spannend zugänglich. Auch erschließen sich die Lebenswege aufgrund des Aufbaus des Buches auf *ungewöhnliche* Weise. Ein historisches Leben, wie bei *Ein Zimmer in den Tropen*, wird chronologisch gedacht und – ohne inhaltlich vorweg zu greifen – wiedergegeben. Negativ schlägt allerdings zu Buche, dass es der Herausgeberin in ihren Texten nicht immer gelungen ist, die Lebensgeschichten stringent zu erzählen. Wie so häufig in der Biografieforschung mag dies in der lückenhaften Quellenlage begründet sein.

Ungewöhnlich an der Publikation ist zudem das Glossar, das die Herausgeberin im dritten Teil anbietet. Hier greift sie Stichworte auf, die sich wie rote Fäden durch die Briefe von

Marianne Reyersbach an Werner Bensch ziehen. Die im Glossar angesprochenen Themen reichen vom Kino über Betrachtungen der indigenen Bevölkerung Guatemalas bis hin zum Blick zurück nach Europa. In den Kapiteln mit den Überschriften »Licht«, »Marimba« oder »Europäerleben« eröffnen sich uns jene Welten, die die Absenderin in ihren Briefen beschreibt. Die Herausgeberin bündelt und reflektiert diese auch unter psychologischen Aspekten. Stellenweise wirkt dieser Zugang überhöht, dennoch ist es ein innovativer Versuch.

Ungewöhnlich ist die Vielfalt an erzählerischen Herangehensweisen. Die Studie verdient in hohem Maße das Prädikat interdisziplinär, da die Germanistin und Judaistin Bennewitz Methoden aus der Geschichtswissenschaft, Ethnographie, Psychologie und Literaturwissenschaft einfließen lässt. *Ungewöhnlich* ist zudem, dass die Herausgeberin auch persönliche Betrachtungen in ihre Texte eingeflochten hat. Sie liefert somit mehr als eine kommentierte Briefedition. Durch diese persönlichen Reflexionen ist die Veröffentlichung auch als ein Puzzelstück der zeitgenössischen Erinnerungskultur und aktiven Erinnerungsarbeit einzuordnen.

REBEKKA DENZ (BRAUNSCHWEIG/BERLIN)

■ Das »Gastarbeiter«-System

Jochen Oltmer, Axel Kreienbrink, Carlos Sanz Díaz (Hg.), *Das »Gastarbeiter«-System. Arbeitsmigration und ihre Folgen in der Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte; Bd. 104), München (Oldenbourg Verlag) 2012, 268 S., 24,80 €*

Die Beiträge der vorliegenden Veröffentlichung gehen auf eine im Frühjahr 2010 vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge zusammen mit dem Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück sowie dem Departamento de Historia Contemporánea der Universidad Complutense de Madrid veranstaltete Tagung zurück. In seiner Einleitung hebt Jochen Oltmer das migrationspolitische Interesse der europäischen

Staaten in den ersten Nachkriegsjahrzehnten hervor. Er erläutert den Begriff der Migrationsregime, den er für die Analyse zentraler Strukturmuster der Migration und der Systematik des Zusammenspiels unterschiedlicher Interessen und Faktoren nutzen will. Die im Folgenden ausführlicher vorgestellten Beiträge geben die Vielfalt der im Band behandelten Zeiträume und Gruppen von Migranten wieder.

Frank Caestecker und Eric Vanhaute untersuchen in vergleichender Perspektive die Arbeitsmigration nach Frankreich, Belgien, Großbritannien, den Niederlanden und der Schweiz. Sie zeigen am Beispiel der Anwerbung und Beschäftigung der *Displaced Persons*, dass schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Grenzen einer restriktiven staatlichen Ausländerpolitik erkennbar waren. Die besondere Situation dieser Beschäftigten sei beispielsweise 1951 in Belgien auf eigene Initiativen der Betroffenen hin anerkannt worden. Seit Beginn der 1960er Jahre – so arbeiten die Autoren heraus – sei die Arbeitsmigration in den von ihnen untersuchten Staaten maßgeblich durch die Beschäftigungsmöglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt und die Eigeninitiative der Migranten beeinflusst worden. Konzeptionen staatlicher Kontrolle und Steuerung seien dagegen während eines über Jahre anhaltenden Wirtschaftswachstums mit hohem Arbeitskräftebedarf eher pragmatisch gehandhabt worden. Die Autoren verweisen an dieser Stelle auf das Beispiel portugiesischer Arbeiter, die irregulär durch Spanien nach Frankreich einreisten und staatliche Kontrollen umgehen konnten. Trotz erheblicher Unterschiede in der staatlichen Ausländerpolitik – am restriktivsten waren die Regelungen in der Schweiz – seien die Handlungsspielräume der Arbeitsmigranten erheblich erweitert worden.

Axel Kreienbrink untersucht machtpolitische Verschiebungen in Spanien Ende der 1950er Jahre und betont den zunehmenden Einfluss einer Gruppe von Akteuren, die er als Technokraten beschreibt. Diese hätten den Kurs älterer, eher autoritär ausgerichteter Führungskräfte in mehrfacher Hinsicht zu reformieren gesucht, und es sei ihnen gelungen,

eine wirtschaftspolitische Liberalisierung sowie eine außenpolitische Annäherung an die Europäische Gemeinschaft durchzusetzen. Eine staatlich geförderte Auswanderung in Form einer kontrollierten Arbeitsmigration sollte diese politische Zielsetzung unterstützen, die trotz der Betonung wirtschafts- und außenpolitischer Vorteile nicht konfliktfrei umgesetzt werden konnte. Um die Arbeitsmigration mit dem autoritären politischen System Spaniens in Einklang zu bringen, wurde 1956 das Instituto Español de Emigración (IEE) gegründet. Es wurde angestrebt, die Beschäftigungsmöglichkeiten sowie die kirchliche Betreuung für die Migranten entscheidend mitzugestalten, um auf deren Handlungsweisen gemäß politischer Zielsetzungen Einfluss nehmen zu können. Der Autor zeigt darüber hinaus, wie ältere spanische Erfahrungen mit Auswanderung in eine als modern und effizient konzipierte Migrationspolitik einfließen, und analysiert die vielfältigen Widersprüche sowie die Schwierigkeiten der Umsetzung der politischen Neuausrichtung. Versuche, die Auswanderung nach beruflichen Qualifikationen oder Herkunftsregionen der Arbeitsmigranten zu steuern, konnte man nicht den Planungen entsprechend durchsetzen. Auch die politischen Aktivitäten der Migranten ließen sich in demokratischen Zuwanderungsländern letztlich nicht einschränken und im Sinne der spanischen Regierung beeinflussen, wobei den Gewerkschaften und den Medien dabei eine wichtige Rolle zukam, wie der Autor hervorhebt.

Carlos Sanz Díaz analysiert sachkundig und detailliert die Möglichkeiten der sogenannten irregulären Migration. Migranten und – so hebt der Autor hervor – auch Migrantinnen suchten eigene Wege innerhalb der staatlich geregelten Arbeitsmigration, in hohem Maße auch mit Hilfe informeller Netzwerke oder familiärer Unterstützung, um die Auswanderung für ihre individuelle Lebensplanung zu nutzen. Dabei erweist sich, so ein Ergebnis dieser Untersuchung, dass die Fähigkeit spanischer Migrantinnen und Migranten zur eigenwilligen und selbstbestimmten Nutzung unterschiedlicher Wanderungswege als bislang unterschätz-

ter Aspekt spanischer Migrationsgeschichte zu werten ist. Die offizielle Migrationspolitik hatte auch eine geschlechtsspezifische Seite. Es bestanden erhebliche Unterschiede zwischen den Anwerbewünschen der Bundesrepublik, die sich an junge, alleinstehende Frauen richteten, und den Bestrebungen des spanischen Staates, die Migration zu kontrollieren. Auf spanischer Seite suchte man die Ausreise unverheirateter Frauen nicht zu fördern, gleichzeitig jedoch die Familienzusammenführung aus denselben konservativen Moralvorstellungen heraus zu unterstützen. Frauen konnten die sich aus letzterer Zielsetzung ergebenden Migrationsmöglichkeiten nutzen, etwa indem sie als eine mit einem Arbeitsmigranten verheiratete Touristin einreisten. Die Frage nach einer politischen Motivation der auf irregulären Wegen in die Bundesrepublik gekommenen Migranten bedarf nach Ansicht des Autors weiterer Forschungsarbeiten. Dieser Aspekt der spanisch-europäischen Migrationsgeschichte sei für Frankreich und Belgien besser erforscht, nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Migrationstraditionen, insbesondere der Geschichte Frankreichs als Aufnahmeland für politische Flüchtlinge. Abschließend stellt Sanz Díaz die wirtschafts-, sozial- und außenpolitischen Aspekte der auch zahlenmäßig nicht unerheblichen, irregulären spanischen Migrationsbewegungen dar.

Bettina Severin-Barboutie untersucht in vergleichender Perspektive Zuwanderergruppen in Stuttgart und Lyon. Sie ordnet ihre Studie in den Kontext der Entwicklungslinien einer Geschichte Europas seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein und analysiert detailliert die unterschiedlichen Ebenen städtischer Politik und Verwaltung sowie die verschiedenen Konzeptionen von Fremdheit und Zugehörigkeit in den beiden Städten. Stuttgart war seit den 1950er Jahren von der Arbeitsmigration aus den Ländern geprägt, mit denen die Bundesrepublik Anwerbeabkommen abgeschlossen hatte, auch wenn viele – insbesondere italienische Migranten – auf eigene Initiative und unter Umgehung der Anwerbeinstitutionen auf der Suche nach Arbeitsmöglichkeiten in diese Stadt kamen. Lyon dagegen war

schon in den 1920er Jahren Ziel sehr unterschiedlicher Einwanderergruppen gewesen. Neben bereits zu dieser Zeit in Frankreich zahlreichen Arbeitsmigranten aus Südeuropa siedelten sich auch russische und armenische Flüchtlinge in der Stadt an. Seit Ende der 1940er Jahre wurde Lyon zunächst vor allem für Italiener, seit Anfang der 1950er Jahre aber verstärkt auch für Migranten aus den nordafrikanischen Kolonialgebieten Frankreichs zum Ziel der Zuwanderung. Insbesondere die Migration aus dem damals noch zu Frankreich gehörenden Algerien stellte für die Behörden in Lyon eine Herausforderung dar. Die Anerkennung staatsbürgerlicher Rechte für alle Algerier wurde 1947 realisiert, nach der Unabhängigkeit Algeriens 1962 behielten die algerischen Zuwanderer einen Sonderstatus. Nach 1968 wurden Zuwanderungsquoten zwischen Frankreich und Algerien vereinbart, noch vor dem offiziellen französischen Anwerbestopp versuchte die algerische Regierung jedoch ihrerseits die Abwanderung nach Frankreich zu unterbinden. Die Autorin untersucht die terminologische Einordnung der verschiedenen Migrantengruppen. Sie hebt hervor, dass der spezifische Charakter der Migration aus Algerien durch die Zusammenfassung algerischer, tunesischer und marokkanischer Einwanderer unter dem Begriff Nordafrikaner nicht deutlich wurde. Sie wurden durch diese Bezeichnung vielmehr von europäischen Migranten sprachlich abgegrenzt. Nach der Unabhängigkeit Algeriens wurden diese Gruppenbezeichnungen von den Verwaltungsbehörden durch den Begriff des Ausländers ersetzt. In einem weiteren Schritt untersucht Severin-Barboutie den Umgang beider Stadtverwaltungen mit der Zuwanderung. Für Stuttgart stellt sie fest, dass mit dem Begriff »Ausländer« ausschließlich die Arbeitskräfte aus den Anwerbestaaten bezeichnet wurden. Die Arbeitsmigration, wie auch die dauerhafte Niederlassung eines Teils der Migranten, veränderte den Blick der Stadtverwaltungen auf diese Bevölkerungsgruppen eher zögerlich. In Stuttgart wie auch in Lyon wurden in den 1970er Jahren Studien zur Zuwanderungssituation in Auftrag gegeben. Bei

allen Unterschieden, so die Autorin, leiteten beide Studien eine neue Phase der städtischen Migrationsgeschichte ein, die die Migranten in die Zukunftsplanung einbeziehen sollte. Die Stuttgarter Studie sei von einer verwaltungsinternen Projektgruppe erstellt worden, deren Autoren sich zwar lediglich auf Zuwanderer aus den Anwerbestaaten konzentriert, dabei aber nachhaltige Vorschläge zu einem differenzierten Umgang entwickelt hätten. Die Studie von Lyon sei dagegen von einer Gruppe von Stadtsoziologen durchgeführt worden und trotz deren ambitionierter Absicht, einer komplexen Zuwanderungssituation gerecht zu werden, letztendlich auf die Probleme maghrebischer Einwanderer und auf die Wohnsituation begrenzt geblieben. Die Autorin führt dies auf eine von der französischen Kolonialgeschichte geprägte Wahrnehmung zurück, die sie bis in die Zeit nach den Unruhen im Jahr 2005 wirken sieht. Severin-Barboutie macht in diesem Beitrag die Möglichkeiten einer vergleichenden städtischen Migrationsgeschichte in einem europäischen Kontext deutlich.

Der Band bietet eine Reihe interessanter Beiträge zur Geschichte der Arbeitsmigration, die die Vielfalt des Forschungsbereichs aufzeigen. Weitere Perspektiven im Sinne des in diesem Band eingeführten Ansatzes könnten darin liegen, die Rückwanderung von Migranten sowie die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen in den Herkunftsländern stärker einzubeziehen.

YVONNE RIEKER (ESSEN)

■ Die International Oral History Association

Annette Leo, Franka Maubach (Hg.), Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Göttingen (Wallstein) 2013, 378 S., 8 Abb., 34,90 €

This volume is the outcome of an experiment in postgraduate research training initiated by Lutz Niethammer in 2006: a group of doctor-

al students developing their personal dissertation projects under the thematic umbrella »Erinnerung–Macht–Geschichte« (EMG) was tasked with carrying out a collective oral history of the first twenty years of the International Oral History Association (IOHA). Strictly speaking, the two decades between 1976 and 1996 constitute the pre-history of the IOHA. It was only at its 1996 conference that the organisation adopted a formal constitution, but it is one of the many paradoxes of the development of this pioneer enterprise that its founding members had increasingly been behaving like the executive committee of an association and had been wrestling with the principle of a formal constitution for a decade. This development took place over the course and through the organisation of a series of international conferences. A further paradox (though also evidence of the successful establishment of oral history within global scholarship) lies in the fact that by 1996 the membership of the Association had become truly international. The original core members – Paul Thompson, the group's key entrepreneur and facilitator, Ron Grele, Alessandro Portelli, Daniel Bertaux, Luisa Passerini, Lutz Niethammer and Mercedes Vilanova – were all Western European or Anglo-American, as were most of a second generation who became involved in the association in the 1980s. By 1996 studies of and by people from the former socialist states and from outside of Europe had taken on such a significant role, both numerically and conceptually, that the first chairmanship went not to Thompson but to the Spanish Mercedes Vilanova as (another paradox) perceived challenger to the North Atlantic hegemony. One of the surprising bits of information in a book full of fascinating insights is that the founding of the European Social Science History Conference was in part a result of the flight of Europeanists from the IOHA.

The EMG project involved 35 interviews with activists and members of the IOHA and with other individuals active in oral history during the 1970s and 1980s, and the authors also draw on textual material and correspon-

dence in (mainly) private archives as well as published autobiographical writing by their subjects. Five of the chapters in the volume are by graduate students who took part in the project: Maya Finnberg analyses the biographies and career paths that led the core group of intellectuals to their engagement in oral history and in the association. Christian König adds depth to the biographical dimension in his study of the founder group as a *Freundschaftsnetzwerk*. Julie Boekhoff traces the development from friendship group to network to association, simultaneously an organisational history and the history of personal interactions and shifting life and career choices. Agnès Arp's theme is internationality, at once a constitutive feature of the oral history project and, as noted above, a challenge to its foundational cohesion, while Silvia Musso's exploration of the IOHA as a laboratory for interdisciplinarity also gives significant emphasis to the fact that transnational conversations were from the start necessarily cross-disciplinary because of the differences among country-specific approaches.

These chapters are framed by essays by the editors – senior members of the project who also took part in some of the interviews – and by Lutz Niethammer. Annette Leo provides a summary introduction and a chapter about the students' experiences of »interviewing the interviewer«. Franka Maubach offers a critical reflection on the notion of giving voice to the oppressed in the context of an account of oral historians' developing understanding of the nature of language and silence. And Lutz Niethammer concludes with a wide-ranging afterword that begins by explaining why the experiment that he initiated turned out to be »promotionsandragogisch« ein Fehler« (which will evoke a wry smile of recognition in any *Doktorvater* or *Doktormutter*) and ends with a thoughtful analysis of biographical and autobiographical writings on/by historians.

Like any volume of essays, the book has some unevenness. It's not surprising that there is a good deal of repetition and overlap between the respective chapters (particularly the ones that focus on organisational structures

and history), though this has been managed well by the editors and speaks for the character of the volume as the outcome of cooperation and conversations among the authors. The present reviewer, not an oral historian, found it in many respects a book for insiders. It would perhaps be flying in the face of the history of the movement to ask: So what is oral history? – since one message that emerges clearly is that the answer to that question has been debated continuously since the 1970s (or conscientiously evaded, as in the Italian and Spanish preference for the term »oral sources«). But when it comes to talking about how oral historians work there is a kind of presumption that there is no need for explanation (or even of the lack of need for explanation). Thus the life-history interview is plausibly invoked as the defining feature of oral history (in contradistinction to the for-the-record interview with politicians or other elite figures pioneered in the United States – and here the fact that it is the life of subaltern subjects that is being explored is of course equally important to the definition of oral history). But we also learn that leading proponents and whole national traditions of oral history don't use the life-history approach. And more generally, given that method (however eclectic) does emerge as the common denominator, it would have served the purposes of the volume and the project well had we heard as much about the every day practices of the craft as we do about the significance of the intersubjective moment in the interview space. The question of craft is reflected in a rather disheartening (if fascinating) way in Annette Leo's chapter, which reports how some of the interviewees of the older generation treated their own interviews as occasions to give lessons in technique to their younger colleagues. Franka Maubach comes closest to an anatomy of method in her analysis of the way in which oral historians' understanding of the power and appropriate »uses« of language evolved, crucially facilitated by Luisa Passerini's 1979 call for a more critical approach to speech and silence (published in *History Workshop Journal* as »Work Ideology and Consensus under Ital-

ian Fascism«). Maubach brings to a point the evidence presented in other chapters that this key element of shared method was central to the way in which the IOHA itself developed: The close attention to the subjects' words as spoken (like the privileged status of the interview scene itself) challenges not only recovery and transmission but also the possibility of adequate translation; this fuelled fierce debates within the Association about which should be its »official« languages (and more specifically how to handle multi-lingual meetings), debates which in turn reflected a real contest for acknowledgement and power between the North Atlantic-European core group and the growing body of scholars from (especially) Latin America.

Two technical aspects which feature, as it were, in subordinate clauses, would have merited explication and critical unpacking both in conversation with practitioners and in presentation to readers: One is the work of oral historians in developing common practices of recording, transcribing and (above all) archiving interviews, which has implications for understandings of the status of orality and intersubjectivity, for the authority of the historian and for the institutional position of oral history. The other is the apparent consensus that the availability of portable voice recorders was itself a significant driver in the development of the field; on the one hand this makes perfect sense intuitively, and on the other it leaves us wondering what ethnographers and *Volkskundler* had been doing for the previous two centuries.

That said, this reviewer *is* of the generation of social historians whose history is being written here (in IOHA terms, the second generation), and I found much to recognise and much to learn in the picture that the authors give us of the making of the oral history movement as a generational experience as well as the patterns of intergenerational transmission. Most of the members of the first, or core generation had been formed by experiences (direct or indirect) of war and dictatorship but had also benefited from new opportunities to study and to travel

in (and out of) a reconstructed Europe. (The exceptions here were the British and American members, Paul Thompson and Ron Grele.) When they first came together to discuss the historical method which each had been exploring in their respective contexts they recognised themselves in each other, and this was what made them friends as well as colleagues. It comes as no surprise that what brought most of them to oral history was a conjuncture of personal and/or professional crisis, political engagement in forms of left-wing or radical democratic politics, and changes in the social and political scene that challenged revolutionary optimism.

What emerges from the interviews, though, is the variety of ways in which their subjects – each in her or his national and personal context – interprets the power of the method. There are different accounts of the »before and after« of their discovery of oral history, of the implications and impact of the intersubjective moment, and of how they came to understand themselves and their interlocutors as political actors and as classed subjects (less often gendered – gender is invoked here mainly in connection with the careers inside and outside the IOHA of Luisa Passerini and Mercedes Vilanova). For example, where we have long understood »den Unterdrückten eine Stimme geben« as the core political programme not only of oral history but of all social history after E. P. Thompson, here we find (notably among male Italian members of the collective) a sense that coming to know the oppressed face-to-face and actually *listening* to them confirmed their growing distance from the available forms of political activism. Accordingly one question raised by the volume is whether the transformative power that a particular method can have at a particular moment is transmissible at all, and what remains of the method if it isn't. This question is addressed at some points in the volume, often indirectly in association with the discussion of a perceived loss of dynamism and *Verwissenschaftlichung* in the 1990s. It is the real stuff of conversations between academic generations. In this volume, the exchanges re-

corded in the individual chapters, along with the contrapuntal deployment of the perspectives of the young project members and the project leaders/editors make for an illuminating and thought-provoking book.

EVE ROSENHAFT (LIVERPOOL)

■ Exhibiting Europe in Museums

Wolfram Kaiser, Stefan Krankenhagen, Kerstin Poehls, *Exhibiting Europe in Museums. Transnational Networks, Collections, Narratives and Representations (Museums and Collections; Vol. 6), New York, Oxford (Berghahn) 2014, 254 S., 16 Abb., 95,00 \$*

103

Die Institution des Museums und die Nation sind eng miteinander verbunden: im 19. Jahrhundert wurden Museen gegründet, um die *imagined community* zu stärken und ihre materiellen Errungenschaften vor Augen zu führen. In Museen materialisierte sich die Idee, eine nationale Geschichte und Kultur »zu haben«. Das Überschreiten dieses nationalen Bezugsrahmens stellt nicht nur eine aktuelle Herausforderung für die Geschichtswissenschaften, sondern auch für die zeitgenössische europäische Museumslandschaft dar.

Seit ungefähr 30 Jahren ist eine Europäisierung von Museen zu beobachten, die bisher wenig erforscht wurde. Das Buch *Exhibiting Europe in Museums. Transnational Networks, Collections, Narratives and Representations*, 2012 bereits auf Deutsch erschienen, unternimmt erstmals eine Standortbestimmung der Europäisierung von Museen, Sammlungen und Ausstellungen in Europa. Den Korpus dieses Überblickswerks bilden 95 Museen und Ausstellungen in 20 europäischen Ländern, sowie 68 Interviews mit Akteur_innen im Museumsfeld. In den Fokus der Studie stellen die Autor_innen die Frage, ob und inwiefern Prozesse der Europäisierung aus Politik, Wirtschaft und anderen Bereichen in Ausstellungen Eingang finden, die Planungen neuer Museen beeinflussen oder die Ausstellungs- und Sammlungspolitiken bestehender Museen verändern.

Welche Objekte werden als europäische ausgewählt, wie zirkulieren sie und welche Narrative Europas und europäischer Geschichte entwerfen die untersuchten Museen?

Diese Fragen behandeln die Autor_innen in sechs Kapiteln aus unterschiedlichen Perspektiven. Die Einleitung führt kurz und klar in das Thema ein und entwirft Europäisierung entgegen der bisherigen politikwissenschaftlichen Auffassung als kulturelle Praxis des »europäisch Machens«, die zu sich verändernden Formen individueller und gesellschaftlicher Identifikation in Europa beiträgt. Gleich zu Beginn benennen die Autor_innen eine wichtige analytische Differenzierung: die Prozesse des »europäisch Machens« können nicht abseits der politischen und wirtschaftlichen Integration Europas in der EU gedacht werden, gehen aber auch nicht vollständig in ihnen auf. Die Feststellung, dass »Europa« und »die EU« keine Synonyme sind, ist für die Analyse von Europäisierungsprozessen essentiell, weil sie erlaubt, auch Europakonzepte in den Blick zu nehmen, die nicht die EU thematisieren oder über sie hinausgehen. Des Weiteren legt die Einleitung den interdisziplinären Zugriff der Studie aus Sozial- und Ethnowissenschaften, Zeitgeschichte, Kultur- und Museumswissenschaften dar. Leider thematisieren die Autor_innen aber nicht die Methode, mit der sie ihren Korpus analysieren, was vor allem im Hinblick auf die derzeit stattfindende Diskussion um verschiedene Zugänge zur Museumsanalyse hilfreich gewesen wäre.

Das erste Kapitel behandelt die Ideengeschichte der Institution Museum und erklärt aufschlussreich, weshalb Museen wichtige Akteure in Gesellschaft, Erinnerungskultur und Politik sind: sie verhandeln die soziale Ordnung und materialisieren Geschichte, Kultur, Wissen und Identitäten. Deshalb, so eine der Hauptaussagen des Buches, sind Museen heutzutage auch nicht mehr nur auf die Vergangenheit gerichtet, sondern sie spielen eine herausragende Rolle für die Gestaltung der Zukunft, weil sie, im Falle von den hier untersuchten Museen, für die Zukunft aushandeln, was Europa heißen könnte. Dass das oft

nicht funktioniert, weil Europäisierung nicht das Überstülpen eines Narrativs, sondern eher die Einschreibung in die und das In-Beziehung-Setzen zu den bestehenden nationalen, globalen, regionalen und lokalen Narrativen bedeutet, zeigen die Autor_innen anhand dreier gescheiterter Europamuseen (Musée de l'Europe in Brüssel, MuCEM in Marseille, Bauhaus Europa in Aachen). Hier zeigt sich einer der Fallstricke in der Beschäftigung mit sehr aktuellen Museumsphänomenen, denn seit dem Erscheinen der deutschsprachigen Ausgabe des Buches ist das MuCEM in Marseille eröffnet worden. In die englische Übersetzung des Buches ist jedoch kein weiterer Besuch der nun eröffneten Dauerausstellung eingeflossen. Es wäre daher zu diskutieren, ob das MuCEM tatsächlich ein gescheitertes Europamuseum darstellt.

Kapitel 2 und 3 geben einen fundierten und gut lesbaren Überblick über Akteur_innen in der Europäisierung von Museen: Politiker_innen auf europäischer, staatlicher und regionaler Ebene, aber auch gesellschaftliche Gruppen, die »von unten« an diesem Prozess mitarbeiten (Historiker_innen, NGOs, Museumsorganisationen). Dabei wird vor allem an den angeführten Beispielen aus den Fallstudien deutlich, dass Europäisierung keinen zentral von oben gesteuerten, einheitlichen Prozess meint, sondern ein unordentliches Gemenge ganz verschiedener Ziele, Vorstellungen und Strategien der einzelnen Akteur_innen. Europäische Kultur- und Museumspolitik, so das Fazit, ist sehr wenig hierarchisch organisiert, sondern zersplittert und in hohem Maße von informellen Netzwerken geprägt. Es ist ein großes Verdienst dieses Buches, dass es in diesen undurchsichtigen Netzwerken Orientierung und Hilfe zu weiterführender Recherche bietet.

Die Kapitel 4–6 behandeln jeweils einen Schwerpunkt im Prozess der Europäisierung von Museen: die Sammlungspraktiken, die konstruierten Europa-Narrationen und die Darstellung von Europas Grenzen sowie von Migration in Ausstellungen und Museen. In jedem Bereich arbeiten die Autor_innen an-

hand verschiedener Fallstudien Tendenzen und Kategorien heraus, an denen sich die Leser_innen sehr schnell orientieren können. Die Europäisierung des Museumsfeldes, so wird eindrücklich klar, hat Folgen für die Sammlungspraxis, die Darstellungsweisen und die Narrative. Diese kennen jedoch, so betonen die Autor_innen, nicht ein einheitliches Schema, sondern eine Vielzahl an regionalen und nationalen Ausprägungen. Einen wichtigen Beitrag zur Diskussion um museale Objekte in der sich verändernden Museumswelt leisten die Autor_innen außerdem mit ihrem Konzept des »relationalen Objekts«. In Rückgriff auf Bruno Latours »Quasi-Objekte« erfassen sie damit Objekte in europäisierten Museen, die nicht mehr aufgrund ihrer Materialität und Aura als »echte Museumsdinge« fungieren, sondern weil sie die Teilhabe verschiedener Bevölkerungsgruppen ermöglichen und damit zu Agenten der Wissensvermittlung werden.

Auch das 5. Kapitel über museal konstruierte europäische Narrative ist als Überblick über zwei verschiedene Tendenzen wichtig, hält aber leider die in der Einleitung getroffene analytische Unterscheidung zwischen »Europa« und »der EU« nicht durch und behandelt ausschließlich Narrative der europäischen Integrationsgeschichte. Hier erweist sich auch der Fokus der Studie auf Westeuropa (Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Großbritannien, Norwegen) als problematisch. Die Verfasser_innen erkennen in Ostmitteleuropa im Gegensatz zu Westeuropa Tendenzen einer Renationalisierung von Museen und befinden es deshalb für schwierig, »die Geschichte der europäischen Integration in Museen in den neuen Mitgliedstaaten zu verankern«. Dieser westeuropäisch zentrierte Gestus übersieht aber, dass es vor allem in Polen aktuelle europäisierte Museen und Museumsprojekte gibt (z. B. das Europäische Solidarność Zentrum und das Museum des Zweiten Weltkriegs in Gdańsk), in denen »Europa« und »europäisch« eventuell etwas anderes bedeuten könnte als »die EU«. Auch die Feststellung, dass Museen an der vom westeuropäischen Zentrum aus gesehenen Peripherie nur eine begrenzte oder gar

keine Rolle in der Europäisierung nationaler Narrative spielen, scheint angesichts der aktuellen Entwicklungen vor allem der polnischen Museumslandschaft überholt. Hier wäre eine Überarbeitung und Aktualisierung der Studie vor dem Erscheinen auf Englisch sicherlich sinnvoll gewesen.

Insgesamt ist das Buch jedoch ein sehr lesenswertes Überblickswerk über ein Phänomen, dessen Erforschung gerade erst beginnt. Die Studie liefert in klarer, lesbarer Sprache eine eindrucksvolle Synthese der komplexen Prozesse in der Europäisierung von Museen und zeigt Querverbindungen zwischen Europadebatten in Wissenschaften, öffentlichem Raum, Politik und Museen auf. Zugunsten dieser Synthese verzichten die Autor_innen auf detaillierte Einzelstudien und *close readings* von europäisierten Museen und einzelnen Ausstellungsdisplays, regen jedoch mit ihren Ausführungen zu weiteren Forschungen an. »Europa« und »europäisch« meint überall Verschiedenes und es lohnt sich, dieses detailliert auszuleuchten.

SARAH CZERNEY (MARBURG)